

Workshop B5: Schritt für Schritt: Mit Inklusion beginnen

„Jugend braucht Gemeinschaft“

Referierende: Christoph Preidt, Leiter des Johannes-Brahms-Gymnasiums Hamburg; Mona Meister, Leiterin der Hamburger Schule für Haus- und Krankenhausunterricht (SHUKU)

Am Johannes-Brahms-Gynasium in Hamburg werden Jungen mit Asperger-Syndrom von einem multiprofessionellen Team dabei unterstützt, Teil der Schulgemeinschaft zu werden. Christoph Preidt und Mona Meister berichteten über die Entstehung und Entwicklung dieses gemeinsamen Kooperationsprojektes des Johannes-Brahms-Gymnasiums und der SHUKU.

Christoph Preidt

Im ersten Teil meines Vortrags möchte ich Ihnen kurz meine Schule vorstellen, dann über das Kooperationsprojekt mit der Hamburger Schule für Haus- und Krankenhausunterrichts sprechen.

Im Vorfeld noch eine Anmerkung: Neulich habe ich bei einer Sitzung der Hamburger Schulleiterinnen und Schulleiter dieses Projekt auch vorgestellt – vor dem Hintergrund, dass in Hamburg das Thema Inklusion gerade sehr groß geschrieben wird. Denn mit Beginn des Schuljahres 2010/2011 wird Paragraf 12 des Hamburgischen Schulgesetzes umgesetzt, der die Inklusion an den Hamburger Schulen regelt. Bei meiner Projektvorstellung habe ich deutlich gemacht, dass unsere Kooperation eigentlich nur deshalb besteht, weil Inklusion bei diesen Kindern erst einmal gescheitert ist, weil es den Schulen nämlich an Wissen, Know-how und finanziellen Ressourcen gemangelt hat und auch an der Aufklärung von Kolleginnen und Kollegen. Es kam ja bereits zur Sprache, dass man als „normale“ Lehrkraft mit Kindern aus einem anderen Spektrum häufig überfordert ist. Wir können berichten, dass Kinder, die in allen anderen Systemen gescheitert sind, mit unserem Projekt aufgefangen werden konnten. Und wie wunderschön es ist, zu sehen, wie diese Kinder aus den Tiefen wieder herausgeholt und zu einem Schulabschluss gebracht werden können – woran wir ja besonders interessiert sind.

Inhaltliche und pädagogische Schwerpunkte

Das Johannes-Brahms-Gymnasium ist ein ganz normales Gymnasium in einem normalen, gemischten Hamburger Stadtteil. Es ist ein allgemeinbildendes Gymnasium mit den drei inhaltlichen Schwerpunkten Musik, Sport und Naturwissenschaften. Unsere pädagogischen Schwerpunkte sind wohl das, was uns als Schule auszeichnet und

woran wir als Kollegium besonders intensiv arbeiten. Unser Leitbild lautet „Jugend braucht Gemeinschaft“. Wir haben unsere inhaltlichen Zweige so ausgerichtet, dass viel im Team gearbeitet wird. Im großen Jugendsinfonieorchester wird gemeinsam musiziert. Im Sportzweig wird in Mannschaften agiert. Und im naturwissenschaftlichen Zweig bilden sich Forscherteams. Sehr wichtig sind für uns auch kooperative Lernformen. Bei uns übernehmen zum Beispiel Schülerinnen und Schüler der Oberstufe die Nachhilfeförderung, sodass wir auch eine vertikale Durchgängigkeit in den Kontakten der Kinder und Jugendlichen haben. Der Gemeinschaftsgedanke findet sich also auch dort wieder. Die Kleinen werden von älteren Paten und Patinnen betreut. Zudem ist die Kooperation mit der Schule für Haus- und Krankenhausunterricht ganz wichtig.

Gesetzliche Grundlagen

Im Hamburgischen Schulgesetz regelt Paragraph 12 die Inklusion im Schulbereich. Absatz 1 beschreibt das Recht aller Kinder und Jugendlichen, eine allgemeinbildende Schule zu besuchen. Alle Kinder haben demnach ein Recht auf gemeinsamen Unterricht – interessant ist der letzte Punkt dieses Absatzes, dass die Kinder auch zeitweise in gesonderten Lerngruppen unterrichtet werden können, wenn das im Einzelfall pädagogisch geboten ist. Absatz 2 beschreibt, wie ein sonderpädagogischer Förderbedarf definiert wird und in welche Bereiche man ihn gliedert: Lernen, Sprache, emotionale und soziale Entwicklung, geistige Entwicklung, körperliche und motorische Entwicklung, Hören und Sehen. Absatz 3 legt fest, dass auf jeden Fall ein sonderpädagogisches Gutachten erstellt werden muss. Das ist eine Voraussetzung dafür, dass Gelder fließen. Leider fließen diese Gelder bisher nicht so, wie wir uns das wünschen. Das ist der größte Knackpunkt an dieser Stelle. Absatz 4 regelt, dass die Integrationsleistungen bzw. Gelder auf der Basis eines Förderplans bewilligt werden. Absatz 5 regelt die schulische Betreuung durch den Haus- und Krankenhausunterricht und Absatz 6 besondere Integrationsleistungen für Kinder mit einer Behinderung ohne sonderpädagogischen Förderbedarf.

Das Thema Inklusion und Gymnasium ist nach wie vor ein schwieriges Thema in der öffentlichen Debatte. Denn Inklusion widerspricht ja grundsätzlich einem gegliederten Schulsystem, in dem die Schülerinnen und Schüler irgendwie aufgeteilt werden müssen. Nach der Anmelderunde an Hamburger Schulen wurde ermittelt, wo die Kinder auf Basis des Paragraphen 12 gelandet sind. Natürlich war es absehbar, dass nur sehr wenige Kinder in Gymnasien zu finden waren, fast alle an Stadtteilschulen – also in jener Schulform, die in Hamburg Hauptschule, Realschule und Gesamtschule ersetzt. Die Gymnasien bleiben bei dieser Entwicklung somit etwas außen vor, werden aber auch zunehmend in die Diskussion einbezogen und in die Pflicht genommen.

Erforderliche Einstellung

Was muss man für unser Kooperationsprojekt als Gymnasium mitbringen? Ganz selbstverständlich bedarf es einer Offenheit der Pädagogik gegenüber den Kindern und gegenüber dem Verständnis, dass Kinder sehr unterschiedliche Lebewesen sind. Weiterhin dürfen keine Berührungsängste vorhanden sein, weder im persönlichen

Kontakt mit den Kindern, noch im Gespräch mit den Eltern. Zudem sollte man die Paragraphen den Anforderungen entsprechend anwenden können.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist: Wenn sich eine Schule auf den Weg macht, dann geht das nur, wenn das alle Kolleginnen und Kollegen gemeinsam tun. Dazu gehören verschiedene Wege der Fortbildung. Von noch größerer Bedeutung ist jedoch, dass das Thema Inklusion und die Vorstellung von der Bandbreite der Kinder schon in der Ausbildung vermittelt werden muss – am besten schon im Studium, allerspätestens in der Referendariatsausbildung. Nur dann kann man von der Besonderheit der Inklusion wegkommen, dann ist Inklusion einfach Inklusion. Man muss als gesamte Schule, aber auch als Schulleitung in der Lage sein, die Ausbildungs- und Prüfungsordnung so zu leben, dass man auf der einen Seite selbstverständlich die entsprechenden Anforderungen erfüllt, andererseits aber auch immer schaut, welchen pädagogischen Freiraum die Ausbildungs- und Prüfungsordnung lässt. Aus meinen Erfahrungen in der Praxis weiß ich, dass man diesen Freiraum auch wirklich nutzen muss, das ist ganz entscheidend.

Notwendige Mittel

Neben einer bestimmten Einstellung braucht man aber auch ausreichend Mittel. Dazu gehören Räume, Ausstattung, Personal, der Selbstbewirtschaftungsfonds und die Wochenarbeitszeitstunden (WAZ) der Lehrkräfte. In Hamburg erhalten die Schulen Gelder von der Schulbehörde, über deren Einsatz sie dann selbstständig entscheiden können. In diesem Selbstbewirtschaftungsfonds sind auch für Schülerinnen und Schüler entsprechende finanzielle Mittel vorgesehen.

Speziell im Hinblick auf Paragraf 12 des Hamburgischen Schulgesetzes müssten aber viel mehr Gelder fließen, um die notwendige Ausstattung sicherstellen zu können. Aufgrund der Wochenarbeitszeitstunden stehen viele Lehrkräfte der Inklusion der Kinder auf §12-Basis ausgesprochen kritisch gegenüber, was ich durchaus nachvollziehen kann. Wie in allen Bundesländern sind auch in Hamburg im Bildungsbereich so viele Reformen durchgeführt worden, dass viele Kollegen und Kolleginnen sagen: „Was sollen wir denn noch alles machen – nun auch noch verhaltensauffällige Kinder im Unterricht betreuen ...“ Manche Kolleginnen und Kollegen sind dabei schlichtweg überfordert. Ich denke, kein Pädagoge und keine Pädagogin steht dem Gedanken, die ganze Bandbreite der Kinder in einer Klasse aufzunehmen, grundsätzlich kritisch gegenüber. Aber man braucht einfach eine entsprechende Ausbildung sowie Zeit und die Möglichkeit, sich einzuarbeiten zu können. Notwendig ist auch eine angemessene WAZ-Zahl für Lehrkräfte an den Schulen. Das ist in Hamburg nach wie vor ein großer Knackpunkt. Wir bekommen zwar pro Kind auf §12-Basis eine bestimmte WAZ-Zahl zugewiesen. Doch diese Stundenzahl reicht vorne und hinten nicht. Damit kann man die Betreuung, die ein solches Kind benötigt, nicht wirklich leisten.

Unser Projekt konnte letztlich nur deshalb realisiert werden, weil die Schule für Haus- und Krankenhausunterricht erhebliche finanzielle Mittel beisteuert. Was diese Kooperation deutlich macht: Wenn die Mittel vorhanden sind und man sich dazu

entschließt, die Räume entsprechend auszustatten – was wiederum von schulischer Seite aus gemacht wird –, dann kann solch eine Zusammenarbeit ganz wunderbar funktionieren.

Prinzipien des Unterrichts

Unsere Kinder werden zielgleich unterrichtet. Sie machen zwar stufenweise Abschlüsse, aber das Ziel ist das Abitur. Zurzeit wird in Hamburg darüber diskutiert, ob oder wie man es schaffen kann, Kinder zieldifferent zu unterrichten. Im Grunde ist diese Begrifflichkeit aber etwas schräg. Denn damit sind auch wieder große Probleme im mehrgliedrigen Schulsystem verbunden, die man in einer weiterführenden Diskussion zur Sprache bringen müsste.

Mona Meister

Schulischer Haus- und Krankenhausunterricht ist bundesweit nicht üblich. Ein solches System gibt es nur in Hamburg, in Bremen und im Saarland. Wir haben Klinikschulen und den Hausunterricht, wo Kinder, die länger krank sind, zu Hause Unterricht bekommen. Wir organisieren das aus einer Hand. In den Flächenländern wird Hausunterricht meist über die zuständigen Schulämter organisiert. Die Struktur ist zwar anders, aber im Prinzip gibt es so etwas auch in den anderen Bundesländern.

Ausgangssituation und Ziele

Zunächst möchte ich sagen, dass wir keine eigenen Schülerinnen und Schüler haben, unser Bereich also der inklusivste Bereich ist, den es gibt. Seit über vierzig Jahren sorgen wir dafür, dass die Schülerinnen und Schüler in ihren Schulen bleiben können. Die Kinder, mit denen wir arbeiten, sind alle krank, haben aber die verschiedensten Symptome. Dazu gehören Angst und Schmerzen, der Verlust sozialer Bezüge, teilweise auch schulisches Scheitern, abnehmende schulische Leistungsfähigkeit, Konzentrations- und Antriebsschwäche, motorische Unruhe und Antriebsmangel. Manche Kinder merken, dass ihr Körper nicht mehr so funktioniert, wie er vorher funktionierte. Andere Kinder sind wiederum schwer krank. Wir versuchen, im Unterricht Normalität in den durch die Krankheit „unnormalen“ Alltag zu bringen, damit die Kinder wieder Freude am Lernen haben und feststellen: Hoppla, ich kann ja trotzdem was. Das ist der Schwerpunkt. Weitere Ziele sind, die gesunden Teile des Kindes fördern, das Selbstbewusstsein stärken und herauszufinden, wie und wo das Lernen am besten gelingt.

Vernetztes Arbeiten

In der Hamburger Schule für Haus- und Krankenhausunterricht bin ich für Psychiatrie und Pädiatrie zuständig, also für den somatischen Bereich. Wir versuchen immer zu sehen, wo das Kind im Moment steht, was gerade gesundheitlich angebracht ist und

was das Kind leisten kann. Wir versuchen auch, immer möglichst nah an der Klasse zu bleiben. Alle Beteiligten im Hausunterricht und in der Klinikschule streben einen engen Kontakt zu den Schulen an, um zu ermöglichen, dass das Kind den Anschluss halten und dort weiter bleiben kann. Im Unterschied zu anderen Bundesländern unterstützen wir im Hausunterricht auch Kinder, die schon wieder in der Schule sind, aber chronisch krank sind und deshalb nicht das volle Pensum schaffen, etwa weil es ihnen an Zeit fehlt oder sie Krankheitsschübe haben und dadurch ausfallen. Solche Kinder haben dann einen Hauslehrer, der einmal die Woche kommt und gezielt schaut, wo das Kind noch schulische Lücken hat und Hilfe braucht. Diese Kinder werden von der SHUKU oft jahrelang betreut, was auch impliziert, dass wir mit den Eltern stark in Kontakt sind.

Was nach wie vor ein Problem ist: Die Behandlungszeiten werden nicht nur in der Somatik kürzer, sondern auch in den Psychiatrien. So kommen zum Beispiel Kinder oft mit einer langen absenten Zeit in die Psychiatrie. Dann wird eine Diagnostik erstellt und überlegt, wie es weitergehen könnte. Diese Kinder müssen schulisch dann schon in der Klinik so langsam wieder in den Tritt kommen, damit sie es ertragen, in Kleingruppen unterrichtet zu werden. Nach ihrer Entlassung sind sie aber oft noch nicht so weit, wieder in die Schule gehen zu können. Mit unserem Hausunterricht versuchen wir in diesen Fällen, die Kinder erst einmal zu stabilisieren und dann schnellstmöglich wieder in die Schulen zurückzuführen. Die meisten gehen aus der Psychiatrie direkt in die Schule zurück, aber bei jenen, wo das nicht klappt, versuchen wir solch ein „Zwischenstück“ hinzubekommen. In unserem Projekt „Back to School“ arbeitet ein vierköpfiges Team aus sozialpädagogischen Fachkräften und Erzieherinnen und Erziehern zusammen. Die Kinder werden in der Psychiatrie abgeholt und zwei bis drei Monate begleitet, bis sie in der Schule wieder gut mitlaufen können.

Unsere Lehrkräfte haben viel Kontakt mit den Kindern, aber auch mit den Eltern. Darüber hinaus haben sie eine enge Verbindung zu den Therapeutinnen und Therapeuten und zu den Stammschulen – das ist das klassische Feld. Dann gibt es größere Vernetzungen mit Kooperationsprojekten, beispielsweise Selbsthilfe und Jugendhilfe, und alles, was mit dem Jugendamt zu tun hat. Unsere Lehrkräfte unterrichten nicht nur, sondern vernetzen sich auch. Sie schauen nicht nur auf das Kind und die Schule, sondern sehen auch den größeren Zusammenhang, etwa was in der ganzen Region passiert und welche Unterstützungsmaßnahmen der Jugendhilfe das Kind eventuell auch außerhalb von Schule bekommen könnte.

Wenn die Kinder wieder in die Klasse zurückgehen, bieten wir den Schulen auch an, das Kind dort anzusehen und den Lehrkräften gezielte Unterstützung und konkrete Tipps zu geben, wie die Situation der Kinder gut gestaltet werden kann. Wir beraten beispielsweise auch die Eltern in Bezug auf den Nachteilsausgleich. Manchmal sind das ganz einfache Tipps, nur kommen die Eltern oft nicht von alleine darauf. Wenn man an einer Schule schon häufiger solche Beratungen gemacht hat, können Lehrkräfte und Eltern zunehmend alleine Lösungen entwickeln und wir werden immer seltener gebraucht. In diesem Zusammenhang haben wir mit dem Johannes-Brahms-Gymnasium schon viele gute Erfahrungen gemacht.

Beispiele für gelungene Zusammenarbeit

Ich möchte ein paar Beispiele unserer gelungenen Zusammenarbeit geben: Wir hatten einen Schüler mit Morbus Crohn, der in einem akuten Schub war und dem es sehr schlecht ging. Als es ihm etwas besser ging und er wieder in die Schule gehen konnte, haben Mitarbeiter der SHUKU und die Lehrkräfte des Gymnasiums gemeinsam den Unterricht für die Klasse gestaltet und die Kinder über die Erkrankung aufgeklärt. Inzwischen geht es dem Schüler wieder gut, er steht kurz vor dem Abi und braucht unsere Unterstützung nicht mehr. Ein zweites Beispiel ist ein Mädchen, das nach einer Erkrankung eine starke Sehbehinderung hat und dauerhaft von uns begleitet wird. Das Mädchen besucht das Johannes-Brahms-Gymnasium und eine Kollegin der SHUKU ist einmal die Woche vor Ort. Sie hat eine blindenpädagogische Ausbildung, berät die Lehrkräfte und arbeitet ganz spezifisch mit dem Mädchen, das ansonsten in der Klasse ganz normal am Unterricht teilnimmt.

Ein weiterer gemeinsamer Schüler war ein Junge, der starke soziale Ängste, regelrechte Angststörungen hatte. Als wir uns kennenlernten, war er nicht in der Lage, sein Zimmer zu verlassen. Wir haben zunächst mit Hausunterricht in seinem Zimmer begonnen, dann traute er sich ins Wohnzimmer und schließlich kam der Punkt, als wir der Meinung waren, er könnte wieder eine Schule besuchen. Der Junge wurde dann zunächst im Johannes-Brahms-Gymnasium in einer 9. Klasse stundenweise „angedockt“ und in der 10. Klasse hat er seinen Realschulabschluss gemacht. Er war immer nur stundenweise in der Schule und wurde auch noch von uns unterrichtet. Mittlerweile ist er in der Oberstufe und hat einen Teil seines Abiturs bereits geschafft. Der Junge ist Mutist – er spricht also in der Klasse nicht. Da hat die Klassenlehrerin von sich aus angeboten, die mündlichen Noten in seinem Fall anders zu regeln. Der Schüler kann nun seine inhaltlichen Beiträge vorbereitet im 1:1-Kontakt mit der Lehrkraft vortragen. Er ist zum Beispiel sehr gut in Fremdsprachen, was er in der Klasse aber nicht zeigen kann. Die Lehrkräfte können das aber beurteilen, weil er inzwischen auch mit ihnen spricht. Diese Situation war am Anfang noch so angstbesetzt, dass immer eine Kollegin der SHUKU mit dabei war – eine Lehrerin, die auch Musiktherapeutin ist und den Schüler betreut und coacht. Wenn der Junge nicht in der Schule wäre, würde ihn die SHUKU versorgen müssen. Insofern haben wir auch etwas davon, dass er in der Schule ist – und wir wesentlich weniger Stunden hineingeben müssen.

Das Kooperationsprojekt

Die eben beschriebene Zusammenarbeit mit dem Johannes-Brahms-Gymnasium war der Vorlauf unseres Kooperationsprojektes, der etwa sechs oder sieben Jahre dauerte. Dann kamen verschiedene Jungs mit Asberger-Autismus zu uns. Sie hatten hoch dramatische Schulkarrieren hinter sich, waren suizidal und depressiv in der Psychiatrie behandelt worden. Nach der Psychiatrie wussten wir zunächst nicht, wie es weitergehen sollte. Schulisch war erst einmal gar nichts möglich. Deshalb haben wir in einem ersten Schritt einen Plan gemacht und dann eine Schule gesucht. Wir haben uns für das Johannes-Brahms-Gymnasium entschieden – aufgrund unserer guten Zusammenarbeit, aber auch wegen des nahen Einzugsbereichs von dreien dieser Schüler.

Unsere Zusammenarbeit bei den Schülern mit Asperger-Autismus begann im Schuljahr 2009/2010. Im Oktober 2010 konnten wir in das Gymnasium einziehen. Wir haben dort eigene Räume zur Verfügung: einen Klassenraum, einen Differenzierungsraum und seit kurzer Zeit einen zusätzlichen zweiten Klassenraum für Fachunterricht und den Nachmittagsbereich. Die Räume liegen ruhig in der zweiten Etage der Schule. Die Schule hat die Räume gestrichen, wir haben Möbel angeschafft, die nicht schulüblich sind, sondern eher reizarm sind. Jeder der Schüler hat einen eigenen Arbeitsbereich. Wichtig ist, dass der Unterricht erst um 8.30 Uhr beginnt, während die „normalen“ Schülerinnen und Schüler um 8.00 Uhr anfangen. Die Schüler mit Asperger-Autismus müssen also nicht über einen vollen Pausenhof durch das Gewühl laufen, sondern sie können das Schulgebäude alleine betreten. Sie haben auch versetzte Pausenzeiten. Wenn die anderen Schülerinnen und Schüler zwischen 9.30 und 10.00 Uhr im Pausenhof sind, können sie von ihrer „Insel“ hinunterschauen und sehen, was dort los ist. Um 10.00 Uhr fängt dann ihre Pause an, wenn die anderen wieder weg sind. Das war der Einstieg.

Wir konnten uns bei diesen Jungen keinen anderen Weg vorstellen, da sie nach der Psychiatrie teilweise so große Angst hatten, wieder in die Schule zu gehen, dass sie ein Schulgebäude noch nicht einmal betreten wollten. Anfangs mussten wir sie von zu Hause abholen oder die Eltern haben sie gebracht. Das konnten wir durch diese Lösung vermeiden. Inzwischen können sie alleine in die Schule gehen. Zunächst haben wir mit zwei Stunden Unterricht angefangen und dann recht schnell auf vier Stunden gesteigert. Manche Jungen hatten schon ein oder eineinhalb Jahre nicht mehr am Unterricht teilgenommen. Für die Kinder war es schon ein wahnsinnig großer Schritt, überhaupt ein Schulgebäude zu betreten, in dem leibhaftige Schülerinnen und Schüler herumliefen – mit der Gefahr, von diesen wieder gemobbt oder fertig gemacht zu werden.

Die A-Klasse

Als wir mit dem Projekt angefangen haben, waren es sechs Schüler mit Asperger-Autismus der Klassenstufen 6 bis 10. Diese Schüler sind alle ganz klug, teils hatten sie zuvor auch ein Gymnasium besucht. Dennoch war es für sie ein unheimlich großer Schritt, sich als Schüler des Johannes-Brahms-Gymnasiums zu betrachten. Sie haben sich dann selbst die Eigenbezeichnung als „A-Klasse“ gegeben. Inzwischen gehen sie auch gut damit um, dass sie Autisten sind. Das Betreuungsteam hat mit ihnen auch viel über dieses Thema gesprochen und worauf sie achten sollten, wenn sie wieder in eine Klasse kommen, damit es ihnen nicht schlecht geht.

Was ganz toll war: Bevor wir mit der A-Klasse angefangen haben, hat die Beratungslehrerin zusammen mit uns und dem Schulleiter an einem passenden Konzept gearbeitet. Im Kollegium war die Resonanz ganz positiv, da hörte man zum Beispiel Sätze wie: „Wird ja auch langsam Zeit, dass es so etwas bei uns gibt ...“ oder: „Das ist ja auch ein Qualitätsmerkmal, wenn wir so etwas haben.“ Letzteres hat mich besonders gefreut. Als meine Kolleginnen und Kollegen und ich die Schüler im Vorfeld unterrichteten, haben wir auch darüber nachgedacht, wie wir uns vorsichtig und in welchen kleinen Schritten wir uns der Schule nähern könnten. Und dann war auf einmal die Tür auf und das Kollegium der Schule stand da und sagte ganz selbstverständlich:

„Ja, klar!“ Wir wurden freundlich eingeladen, auch wenn am Anfang noch eine Trennung zwischen „ihr“ und „wir“ spürbar war: „Ihr bekommt das hier ...“ oder: „Ihr macht das hier und wir lassen euch ...“. Bei dieser Trennung ist es aber nicht geblieben.

Personelle und räumliche Ressourcen

Zunächst sind die Kollegen der SHUKU, die die Jungen schon bei uns unterrichtet hatten, mit den Kindern an die Schule gegangen. Am Anfang wussten wir nicht genau, wie das alles funktionieren sollte – und die Schulbehörde wusste es übrigens auch nicht, weil es am Gymnasium noch keine sonderpädagogischen Fachkräfte gegeben hatte. Dann ist entschieden worden, die ganzen Ressourcen zu bündeln. Dabei ist die Einrichtung einer Sonderpädagogenstelle herausgekommen und die Einstellung von pädagogischem Personal, das sind zwei Erzieher mit jeweils halben Stellen.

Zudem haben unsere Kinder praktisch die höchste Ressource der WAZ-Zahl bekommen, die Kinder mit Behinderungen erhalten können. Da wurde eben nicht gesagt, dass die Kinder nur eine Autismus-Ausstattung erhalten, sondern sie wurden bei der Ressourcenzuteilung „schwer körperbehinderten Kindern“ gleichgestellt. Das erschien uns eine gute Lösung. Die Ressourcen fließen nicht in die Schule für Haus- und Krankenhausunterricht, sondern ins Gymnasium. Das heißt, der Sonderpädagoge ist Mitglied des Kollegiums am Gymnasium und die Erzieher ebenfalls. Das war ein Novum. Zwei Schüler bringen darüber hinaus noch extra Schulbegleitungen mit. Unser Ziel war, dass die Kinder zunächst gemeinsam in der großen Gruppe strukturierten Unterricht erhalten und dann, wenn sie so weit sind, in einzelnen Fächern in die Klassen im Gymnasium gehen. Der erste Schritt hat schnell geklappt – da waren auch wir überrascht, wie schnell das als Gruppe funktionierte, also die klar strukturierte Einteilung: Jeder arbeitet an seinem eigenen Platz. Dann kam der nächste Schritt.

Der Sonderpädagoge hat die Klassenleitung, zwei Heilerzieher unterstützen. Die zwei zusätzlichen Schulbegleiter sind auch Erzieher bzw. Heilerzieher. Hinzu kommen zwei Förderlehrkräfte der SHUKU, die auch Autismus-Spezialistinnen sind. Sie haben die Jungen vorher auch einzeln oder in der Kleingruppe unterrichtet. Im Gymnasium gab es noch überhaupt kein Know-how mit Kindern mit Asperger-Syndrom. Insofern sind die Kolleginnen und Kollegen der SHUKU zunächst unverzichtbar, um das Projekt überhaupt aufzubauen. Deshalb habe ich entschieden, die Ressourcen der SHUKU erst einmal noch im Gymnasium zu lassen, gehe aber davon aus, dass in etwa in fünf Jahren die Schule alles alleine übernehmen kann.

Wichtig ist noch die spezielle Einrichtung der Räume. Der Klassenraum hat einen großen Gruppentisch in der Mitte und Einzelarbeitsplätze für jeden Schüler. Sitzt der Junge an seinem Arbeitsplatz, blickt er auf eine Trennwand oder Schiebetür, damit die optische Ablenkung möglichst gering ist. Die Regale im Arbeitszimmer sind strukturiert eingerichtet. Hier bekommt jeder Schüler sein Arbeitsmaterial in den einzelnen Fächern, das auf sein Niveau zugeschnitten ist.

Besonderheiten des Unterrichts

Die Förderlehrkraft muss im jeweiligen Fach von Klasse 6 bis 10 unterrichten, auch in Absprache mit den Lehrkräften vom Gymnasium. So wird Musik von einer Kollegin unterrichtet, die auch Musiktherapeutin ist. Manche Schüler der A-Klasse haben eine große musikalische Begabung und können zum Beispiel richtig gut Klavier spielen – auch ohne Noten. – „Es reicht ja, wenn man das hört. Dann kann man das auch spielen“, sagen diese Kinder. Insgesamt haben wir nun sieben Schüler in der Gruppe. Sie besuchen den Unterricht in einzelnen Fächern in verschiedenen Klassen des Johannes-Brahms-Gymnasiums. Zwei weitere Schüler, die nachmittags zum Einzelunterricht kommen, werden sich wohl nicht ganz in die Gruppe eingliedern lassen. Da geht es vor allem darum, dass sie den Realabschluss machen.

Wie kann der Gemeinschaftsunterricht in den Klassen mit den unterschiedlichen Anfangs- und Pausenzeiten der Schüler der A-Klasse kombiniert werden? Der Unterricht in der Gruppe bleibt, wie er ist. Wenn die Pausen- und Unterrichtszeiten nicht genau zusammenpassen, werden individuelle Lösungen gesucht. So kann ein Schüler zum Beispiel mit seinem Betreuer Zeit im Differenzierungsraum verbringen und dann zu den normalen Anfangsunterrichtszeiten in die Klasse gehen. Wichtig sind die Schulbegleiter und Schulbegleiterinnen: Die Schüler werden von ihren jeweiligen Betreuern in die Klasse begleitet, aber auch aus der Klasse herausbegleitet, weil zu den Anfangszeiten des Unterrichts ein wahnsinniges Gewusel in den Klassen stattfindet.

Bei den Lehrkräften, die „normal“ in den Klassen unterrichten, muss immer darauf geachtet werden, wo sie Hilfe oder Unterstützung benötigen. Sobald die Begleitperson eine Überforderung bemerkt, muss sie mit dem Schüler auch einmal aus der Klasse hinausgehen. Wir haben in unserem Projekt ausreichend viele Schulbegleiter. So ist in der Klasse mindestens eine Doppelbesetzung möglich und jeder Schüler kann zu einer Klasse begleitet werden. Das ist beim aktuellen Stand unserer Schüler auch notwendig. Es gibt viele andere Autisten in Regelschulen, wo das nicht erforderlich ist, weil sie diese desaströsen Vorerfahrungen nicht gemacht haben. Unser jüngster Schüler, der bei uns in Klasse 6 anfing, hatte zu diesem Zeitpunkt sechs Schulen hinter sich und war schon zwei Mal stark suizidal in der Klinik. Auch die anderen haben wirklich sehr schlimme Schulerfahrungen gemacht. Deshalb braucht man in solchen Fällen eine so hohe personelle Ausstattung. Natürlich sollte durch eine entsprechende Vorbereitung der Schulen dafür gesorgt werden, dass es möglichst nicht mehr zu diesen fürchterlichen biografischen Verläufen kommt. Seit November 2010 haben wir bei uns eine Beratungsstelle für Kinder mit Autismus angedockt und die Nachfrage nach diesem Angebot ist unglaublich groß.

Ausblick

Im nächsten Jahr werden vermutlich vier Schüler ihren Hauptschulabschluss machen. Sie sind hoch motiviert, weil sie es schaffen können, einen Abschluss zu machen.

Bisher hatten sie sich selbst immer als absolute „Ausschussschüler“ definiert, im Sinne von: „Ich kann nichts, ich bin nichts und bekomme das auch nicht hin.“ Und nun sind sie in Spanisch, Englisch, Informatik, Musik, Geschichte in die Klassen integriert. Einige belegen in den Klassen zwei oder drei Fächer, viele aber nur ein Fach. Ziel ist aber immer, das möglichst auszuweiten.

Das Johannes-Brahms-Gymnasium hat hier häufig tolle Angebote gemacht. So sind einige unserer Schüler in Informatik sehr gut, richtige „Hacker“. Auch wenn sie erst in der sechsten oder siebten Klasse sind, kann man sie aufgrund ihres Niveaus gut mit Schülerinnen und Schülern der Oberstufe kombinieren. Die Kollegen und Kolleginnen vom Gymnasium waren sofort dazu bereit, das zu ermöglichen. Oder auch in Mathematik: Ein paar unserer Schüler sind hier wesentlich besser als gleichaltrige Kinder. Da kam sofort das Angebot der Schule, sie so in die Klassen einzugliedern, dass es ihrem Leistungsstand entspricht – und nicht nach ihrem Alter. In den Fremdsprachen liegen sie vielleicht etwas unter dem Niveau ihrer Altersgruppe, dann gehen sie auch in eine entsprechende Klasse.

Was man aus diesem Fall auch lernen kann: Schülerinnen und Schüler mit Asperger-Autismus, Angsterkrankungen oder chronischen Krankheiten brauchen mehr Schonräume, auch Rückzugsräume in der Schule – wo es einfach ruhig ist und sie nicht in den Pausen im Gewusel sein müssen. Solch eine Ruheinsel wie in unseren Räumen würde ich jeder Schule wünschen. Und ich würde mir auch wünschen, dass dieses Schulkonzept, das Kindern helfen soll, „aus dem tiefsten Loch langsam wieder herauszukommen“, in dieser Form in Zukunft nicht mehr nötig ist.